

GOSWIN PETER GATH

KÖLNER SAGEN

Die Geschichte Kölns, erzählt in Sagen
und Legenden, Geschichten
und Anekdoten

Mit Illustrationen von Paul Dümpelmann

 GREVEN VERLAG KÖLN

Goswin Peter Gath (1898–1959) war leidenschaftlicher Sammler von Legenden aus seiner Heimatstadt Köln und dem Rheinland. Im Laufe seines vielseitigen Schriftstellerlebens hat er sie geordnet und nacherzählt. Er gehörte der Autorenvereinigung »Rheinische Gruppe« an und schrieb unter dem Pseudonym »Schang vum Vugelsang« Geschichten für den *Kölner Stadt-Anzeiger*.

Reprint der Originalausgabe von 1959

© Greven Verlag Köln, 2015
1. Auflage 1959 · 11. Auflage 2015
Covergestaltung: Thomas Neuhaus, Billerbeck
Papier: Munken Premium Cream
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-7743-0220-4

Detaillierte Informationen über alle unsere Bücher finden Sie unter:
www.Greven-Verlag.de

UBIER UND RÖMER

Vom Anfang

Wenn man vor mehr als zweitausend Jahren auf jenem Hügel stand, der heute den Dom trägt, und von dort nach allen Seiten Ausschau hielt, dann sah man fast überall nur Wald und nochmals Wald: ein einziges grünes Gewoge. . . Mitten hindurch wälzte sich hell schimmernd der Rhein, wie eine gewaltige Schlange, mit einer langgezogenen Sandinsel, die er nahe dem linken Ufer auf seinem breiten Rücken trug. In den weiten Urwäldern ringsum aber gab es viele Sümpfe und streckenweise auch einsame Heiden, auf denen nicht nur Hirsche und Rehe, sondern auch mächtige Auerochsen in großen Rudeln ästeten. Dichte Scharen von Vögeln schwangen sich immer wieder darüber hin . . . Zog man dann weiter durch den Wald, so kam man bisweilen auf mehr oder minder geräumige Lichtungen hinaus, die von Menschenhand geschaffen worden waren. Und hier fand man die damaligen Bewohner des Landes: Große, flachsblonde oder auch rothaarige Menschen, mit ruhigen blauen Augen und kräftigen Gliedern. Das waren linksrheinisch die sogenannten Eburonen, die vom Rhein bis zur Maas und westlich noch darüber hinaus das ganze Land besaßen. Rechtsrheinisch dagegen fand man die Ubier.

Niemand weiß, wie viele Jahrhunderte diese beiden Völker einander schon gegenüber gewohnt hatten, als plötzlich von Westen her ein bis dahin nie gesehenes fremdes Kriegsvolk in das Land der Eburonen einbrach. Das waren schwerbewaffnete römische Legionen unter ihrem berühmten Feldherrn Cäsar. Diese überrannten die ganz unvorbereiteten Eburonen so schnell, daß sie sich nicht zu sammeln vermochten, um Widerstand zu leisten. Also wurden sie von Cäsar unterworfen. Doch in ihrem freiheitsdurstigen Sinne dachten sie gar nicht daran, Knechte der Römer zu bleiben. Heimlich sprachen sie einen Aufstand miteinander ab, um die Freiheit wiederzugewinnen. Im Jahre 53 vor Christi Geburt erhoben sie sich und kämpften unter ihrem Herzog Ambiorix zu Aduatuca, dem heutigen Tongern, fünfzehn römische Kohorten nieder, die dort im Winterquartier lagen. Diese Tat sollte jedoch schon bald furchtbar an ihnen gerächt werden. Cäsar ließ sie bis auf den letzten Mann vernichten. Selbst ihr Land mußte es büßen; denn nun wurden überall ihre



Niederlassungen verbrannt und die Äcker verwüstet. Dies geschah in den Jahren 52 bis 51 vor Christi Geburt. Nicht viel später kamen die bisher rechtsrheinisch wohnenden Ubier über den Strom und siedelten sich mit römischem Erlaubnis in dem vormals eburonischen Gebiete an. Sie fanden hier ein zwar verödetes, doch fruchtbares Land, das sie als tüchtige Bauern gar bald zu nutzen verstanden. Derweil war Cäsar bereits gestorben und Oktavian, den man später Augustus nannte, Kaiser der Römer geworden. Wie aber unter dessen Herrschaft Köln als eine Stadt der Ubier gegründet wurde, das erzählt die folgende Sage.

Kölns Gründung

Als nach Cäsars Tod Oktavian Kaiser der Römer geworden war, erhoben sich die Gallier und lösten sich vom römischen Reiche. Da sandte Kaiser Oktavian seine Stiefsöhne Claudius, Tiberius und Drusus mit einem großen Heere gegen die Gallier; und sie hatten einen schweren und blutigen Kampf, ehe sie den Sieg errangen. Hernach setzten sie zur Sicherung des neueroberten Gebietes Hauptleute über das Land und zogen dann wieder nach Rom. Da aber

geschah es, daß von Osten her Sugambrier mordend, brennend und raubend über den Rhein in das Land der Ubier vorstießen und sie in die größte Not brachten. Als der Kaiser davon hörte, sandte er sogleich einen sehr kriegserfahrenen Mann, namens Marcus Vipsanius Agrippa, mit drei Legionen den Ubiern zu Hilfe. Um nun jeglichem Zwist, soviel er es vermochte, zuvorzukommen, schickte Agrippa, sobald er das Land der Ubier erreicht hatte, zwei edle und sprachgewandte Männer zu den Sugambriern. Diese jedoch wollten nach ihrer wilden und trotzigem Art weder Frieden noch Güte. Drum widerrief Agrippa seine Vorschläge und sandte dem Gegner einen schroffen Feindsbrief. Zugleich hatte er sein Kriegsvolk schon bereit, überfiel die Sugambrier und gewann nach hartem Kampf den Streit. Den Ubiern aber empfahl er, künftig nicht mehr alle nach bäuerischer Art verstreut im Lande, sondern zum großen Teil wie Bürger an einem Orte beisammenzuwohnen. Also sammelte er sie; und da ward dicht am Rheine eine Stadt gebaut und mit einer Ringmauer umzogen. Darin bestimmte Agrippa etliche Plätze für die Gemeinde, wo man kaufen und verkaufen konnte. Auch wurde ein Platz für die Kampfspiele ausgesucht. Dann aber bauten die Ubier Häuser, Türme und Paläste nach römischer Art und genau so schön, wie sie zu Rom waren. Als die Stadt fertig war, nannte man sie nach ihrem Gründer Agrippina, und die Ubier hießen seitdem die Agrippinenser. Viele Jahrhunderte wurden Stadt und Bewohner so genannt. Das aber ist die gemeine Sage aller Kölner, daß Agrippa der Gründer ihrer Stadt gewesen sei, wie das auch ein Spruch ausweist, der mit goldenen Buchstaben am Festhause der Stadt, dem Gürzenich, geschrieben steht:

Der herliche Marcus Agrippa ein heidensch man
Vur gotz geburt Agrippinam nu Coelne began.

Die Holzfahrt des Marfilus

Nach ihrer Gründung wuchs die Stadt der Ubier schnell heran und kam bei dem regen Eifer und der hohen Kunstfertigkeit ihrer Bewohner zu großem Reichtum. Doch sollte schon bald der Tag kommen, an dem sie sich mit aller Kraft gegen den äußeren Feind zu behaupten hatte; denn da wurde sie von einem römischen Kaiser belagert und in ziemliche Drangsal gebracht. Zwar wußte sie jeden Angriff geschickt abzuwehren; auch hatte man Speise und Trank zur Genüge, so daß man nicht gerade bei verkürzter Kost Hunger leiden mußte; aber es fehlte an Holz, um allnächtlich auf der riesigen Ring-

mauer die zahlreichen Wachtfeuer zu unterhalten. Folglich war man in Sorge, der Feind könnte sich eines Nachts bei völliger Dunkelheit an die Stadtmauer heranschleichen und die ahnungslosen Wächter mit einem Handstreich überumpeln.

Damals lebte in der Stadt ein edelstrenger, kluger und auch kriegserfahrener Mann namens Marsilius. Dieser dachte darüber nach, wie man wohl zu dem benötigten Holze kommen könnte. Hierbei kam er jedoch auf einen ganz anderen Einfall, nämlich wie man gerade durch eine vorgetäuschte Holzfahrt den Feind irreführen und in der Verwirrung auch sogleich schlagen könnte. Da sollte eine Schar von Frauen mit Karren durch eins der Stadttore zum nächsten Gehölze ziehen; und damit es ungewiß bliebe, unter welcher großen Bedeckung das geschähe, ja um gerade den Anschein zu erwecken, als zöge da ein großer Troß von Reisigen mit den Karren, sollten die Frauen in Männertracht gehen, Helme auf den Köpfen und Waffen in den Händen tragen. Hinter den Wagen aber wollte man Bäume einherschleifen, die mit ihrem nachschleppenden Gezweige viel Staub aufwirbelten und so einen Zug von zahlreichen Kriegern vortäuschten. Ferner sollte selbstverständlich auch ein Trupp von wohlbewehrten Männern die Holzfahrt begleiten, damit sie fürs nächste bei jeglichem Zwischenfall ihren Schutz hätte. Wenn aber die Römer den Auszug von weitem erspähten und ihn in der Meinung, dort nahe die ganze Macht der Agrippinenser, in aller Überstürzung und mit ihrer gesamten Mannschaft angriffen, dann wollte Marsilius durch ein anderes Tor mit der wahrhaften Hauptstreitmacht der Stadt dem Feinde in den Rücken fallen.

So geschah es. Und die Römer ließen sich verleiten, auf die verkappte Holzfahrt einen wuchtigen Angriff zu machen. Doch noch hatten sie die staubumwehten Karren nicht erreicht, als ihnen Marsilius mit den Seinen in den Rücken fiel. Nunmehr vermeinend, sie wären beiderseits auf das ärgste bedroht und in die Zange genommen, gerieten die Römer in die äußerste Verwirrung. Da fiel es Marsilius nicht schwer, unter den Feinden ein furchtbares Blutbad anzurichten und viele, darunter den Kaiser selbst, gefangenzunehmen.

Groß war die Freude der Agrippinenser über ihren so leicht errungenen Sieg. Voller Jubel schlugen sie an ihre Schilde und schrien dem entweichenden Feinde spöttisch nach. Dann brachten sie den gefangenen Kaiser in die Stadt und legten ihn hier in einen Turm. Wenige Tage später führten sie ihn zum Markte, wo er enthauptet werden sollte. Und als er auf die Richtstätte kam, war hier ein köstlich Tuch ausgebreitet; darauf mußte er niederknien. Der Kaiser aber war ein schöner und noch junger Mensch, der gar manchem Leid tun konnte, besonders, da jetzt nach dem leichten Siege die allgemeine



Wut bereits verraucht war. Und wie er nun da kniete, bat er seine Richter mit wohlgesetzten Worten, daß sie ihm das Leben ließen; denn, so sagte er, lebend vermöchte er der Stadt noch viel zu nützen, während sie sich Rom auf immer zum Feinde mache, wenn sie ihn töteten. Ja, er versprach, sie könnten von ihm begehren, was sie wollten; er würde es erfüllen. Sein Siegel wollte er an jeglichen Vertrag hängen, gleichviel wozu er sich damit auch verpflichtete.

Also sprach er und rettete damit sein Leben. Die Kölner brachten ihm eine unbeschriebene Bulle, und der Kaiser hing sein Siegel daran. Hernach hat er auch treulich gehalten, wozu ihn die Kölner verpflichteten, und ist so der Stadt zum wahren Segen geworden. Den Marsilius aber ehrte man hoch. In einem Gewande von schneeweißer Seide, mit Lorbeer gekrönt und auf einem goldenen Triumphwagen, der von makellos weißen Rossen gezogen wurde, führte man ihn zum Kapitol. Hier wurde er hoch erhoben und als Retter der Stadt vom Senat wie von der Bürgerschaft dankbar gepriesen.

Der Kommandant, mit finsterner Stirn und gepreßtem Mund, starrte Gereon einige Sekunden schweigend an. Dann schob er plötzlich das Kinn vor und rief jene Mannschaften heran, die bisher hinter den thebaischen Legionären gestanden hatten. Da verfügte er, daß zunächst jeder Zehnte der „Aufrührer“ erschlagen werden sollte. Das Folgende vollzog sich in schrecklicher Stille: Stumm und steif, mit gesenkten Köpfen lautlos in sich hineinbetend, erwarteten die Verurteilten den Todesstreich. Im nächsten Augenblick stürzten sie unter einem Schwerthieb blutüberströmt, doch ohne einen Schrei, aus der langen Reihe zu Boden. „Gebenedeit seid ihr, die ihr für Christus euer Blut hingebt!“, rief da Gereon mit seiner hellen Stimme in das Röcheln der Sterbenden hinein und forderte die übrigen Kameraden auf, den vorausgegangenen nicht nachzustehen. Alles aber, was er noch sagte, übertönte die zornige Stimme des Kommandanten, der anordnete, daß ein weiteres Mal jeder Zehnte getötet werden sollte, wenn sich die Legionäre nicht sogleich zur Darbringung der Opfer bereit erklärten. Doch auch jetzt trat niemand aus der Reihe, um ihm zu willfahren; vielmehr riefen sich die standhaften Helden mit heilig erregten Stimmen zu, sie wollten gemeinsam ausharren bis zum Ende und vor ihrem obersten Anführer Mauritius wie vor all den toten Brüdern nicht zu Schanden werden. Sie begannen sogar laut zu singen und umarmten einander dabei. Die Wut der Römer dagegen ward immer größer, also daß sie hemmungslos wie Tiere an den kampflös sterbenden Heiligen handelten. Zuletzt wurden Gereon und Gregorius enthauptet. Die Leichen warf man in einen tiefen Brunnen. Der Ort aber, wo dies alles geschah, war noch anderthalb Jahrtausende später unter dem Namen „Der Mordhof“ zu Köln bekannt.

Kaiser Konstantins Mutter, die heilige Helena, hat die Gebeine der thebaischen Blutzeugen wenige Jahrzehnte nach deren Tode wieder entdeckt und in kostbaren Gewändern auf geweihtem Boden beisetzen lassen. Darüber wurde eine fast kreisrunde Kirche erbaut, die so herrlich mit Gold und edlem Gestein ausgeschmückt war, daß man sie überall „ad sanctos aureos“, das heißt „zu den goldenen Heiligen“ nannte. Die Hunnen haben später dieses Gotteshaus geschändet und beraubt. Was übrigblieb oder in den nächsten Jahrhunderten wiederhergestellt wurde, das vernichteten im Jahre 882 die Normannen. Hernach stand die Kirche lange verlassen, bis der heilige Anno Erzbischof von Köln wurde und das altherwürdige Heiligtum in neuer Pracht erstehen ließ.



Von der heiligen Ursula und den elftausend Jungfrauen

Hört nun weiter von der heiligen Ursula, deren unvergleichliche Schönheit einst von Christen und Heiden viel gerühmt wurde! Sie war eine britische Königstochter. Ihr Vater hieß Vionetus und Daria ihre Mutter. Die beiden besaßen kein anderes Kind und hatten zudem lange warten müssen, bis ihnen Ursula gegeben wurde. Mit um so größerer Liebe hingen sie an der heranwachsenden Tochter und gaben ihr alles, was sie sich wünschte. Ursulas Sinn jedoch war weder auf Spielzeug noch auf Schmuck sonderlich gerichtet. Vielmehr liebte sie schon als junges Mädchen die heiligen Schriften. Und alles, was sie darin las von dem lichten Christ und seinen Heiligen, bedachte sie lange bei sich, ehe sie es klar wieder kundgab. Da aber erstaunten alle, die es hörten, vor ihrem hellen Geiste und priesen sie als ein wahres Gotteskind.

Indes gefiel es Ursula nicht, wenn man sie allzusehr lobte. Sie war scheu und verhalten, weshalb man auch sagte, sie gliche einer weißen Rosenknospe,

lehre seines arianischen Vorgängers Euphrates ausgerottet und die Gläubigen auf den rechten Weg gebracht. Achtundzwanzig Jahre saß er auf dem bischöflichen Stuhle, und manches Wunderbare soll derweil geschehen sein. So ging er einmal in einer Sonntagnacht, wie er es zu tun pflegte, zu den heiligen Stätten seiner Stadt; und als er da betend wandelte, hörte er plötzlich einen herrlichen Gesang in den Lüften. Dem lauschte er eine Weile. Dann sagte er zu seinem Begleiter, dem Diakon Evergislus, soeben sei sein Freund, der Erzbischof von Tours, Sankt Martin, gestorben, und nun geleiteten die Engel dessen Seele in die himmlische Verklärung hinüber. Hernach hat der Diakon, der den Tag und die Stunde dieser Begebenheit genau im Sinne behielt, und der später Sankt Severins Nachfolger geworden ist, festgestellt, daß der Heilige wahrgesprochen hatte. Und an derselben Stelle, wo Sankt Severin den Gesang der Engel vernahm, erbaute Erzbischof Walram im Jahre 1335 ein Kartäuserkloster.



MEROWINGER UND KÄROLINGER

Vom Aufstieg der merowingischen Macht

Lange bevor das weströmische Reich am Ende des fünften Jahrhunderts vollends zusammenbrach, waren die Franken schon in großen Scharen über den Rhein gekommen und hatten sich diesseits wie jenseits der Maas und südlich noch über die Mosel hinaus niedergelassen. Cledio, Pharamund und Merwich sollen ihre ältesten Könige geheißen haben. Das waren Männer, die ihr langes Haar noch zum Zeichen ihrer Würde in Ringellocken über die Schultern wallen ließen. Merwich aber — oder Meroväus, wie man ihn auch nannte — wurde zum Stammvater jenes so maßlos aufstrebenden und nach wenigen Jahrhunderten so schmachlich endenden Herrscherhauses der Meroväer oder Merowinger. Sein Sohn und Nachfolger war Chlodwig, der die letzten Römer bei Soissons, die Alemannen bei Zülpich und die Westgoten bei Poitiers schlug. So begründete er mit großer Feldherrnkunst sein gewaltiges Reich. Doch er hatte seinem Machtdrang keine Schranken gesetzt und scheute auch nicht die abscheulichsten Mittel, um die letzten neben ihm noch herrschenden Frankenkönige aus dem Wege zu räumen und deren Herrschaft anzutreten. Auf diese Art hat er auch Köln und die ripuarischen Lande gewonnen. Wie das aber geschah, erzählt die folgende Sage.

Chlodwig und Sigberts Sohn

Zu Köln herrschte der greise König Sigbert über die ripuarischen Lande. Der besaß nur einen einzigen Sohn. Diesem jedoch lebte der Vater zu lange; ungeduldig wartete er darauf, daß ihm dessen Herrschaft zufalle. Und das wiederum wußte König Chlodwig, der seinen Sitz zu Paris hatte und jetzt darüber nachsann, wie er Sigbert und dessen Sohn zugleich verderben und hernach die kölnischen Lande erringen könnte. Schließlich sandte er einen geheimen Boten an Sigberts Sohn und ließ ihm sagen: „Siehe, dein Vater ist alt und lahm. Stürbe er, so würde dir mit Recht sein Reich mit meiner Unterstützung zufallen.“

sich die düstere Säule zeigen und wollte sogleich erweisen, daß ihr Ruf nichts anderes als ein „dummer Pfaffentrug“ sei.

Und in genau derselben Haltung, wie soeben noch vor dem Altar, hat man den König dann vor der ungeheuren und barbarisch plumpen Granit-säule stehen sehen, den gedrungenen Kopf verächtlich vorgereckt und mit seinen böseartig blitzenden Augen die „Schreckliche“ von oben bis unten überfliegend. Kurz darauf jedoch sah man ihn mit einemmal wanken und hörte, wie er dabei einen furchtbaren Schrei ausstieß. Schon am Boden, rief er, daß man sofort die Kirchentore schließen solle; denn, so röchelte er jetzt, ein Mörder sei aus der grauen Säule hervorgetreten und habe ihm einen Dolch in die Brust gestoßen.

Wenig später verschied er. Als man ihm aber das Panzerhemd ausgezogen und die Brust entblößt hatte, entdeckte man über seinem Herzen einen kleinen blutroten Fleck, einer Stichwunde gleich. Das Panzerhemd hingegen war unversehrt. Auch hätte niemand einen solch schmalen und spitzen Dolch gewußt, mit dem es zu durchstechen gewesen wäre. Ganz zu schweigen davon, daß jemand einen Menschen gesehen hatte, der aus der Säule hervor- oder aus ihrer Nähe an den König herangetreten war. Folglich kam man zu der Überzeugung, daß hier ein Gottesgericht stattgefunden habe, und scheute hinfort die „Schreckliche“ mehr denn je zuvor. Nur solche Leute, die zu Unrecht eines schweren Verbrechens geziehen worden waren und vor allem Volke ihre Unschuld beweisen wollten, wagten künftig noch, vor die Säule hinzutreten und sie anzuschauen. Bis zum Jahre 1795 hat sie dort in der Kirche des heiligen Gereon, gleich links beim Eingange, in der Rundung einer jetzt leeren Nische gestanden. Eine erzene Tafel daran trug die folgende Inschrift:

„Adde fidem, fuit hic pridem fusus cruor idem
Ad lapidem, sic dem me male, punit idem.“

Das bedeutet: „Glaub' es rein, an diesem Stein soll einst das Blut geflossen sein! Sprich: Sollt' ich schuldig sein, so sei hier die Strafe mein.“

Als die Franzosen im Jahre 1795 die „Schreckliche“ von Sankt Gereon aus ihrer festen Verankerung mit Gewalt lösen wollten, um sie gleich den berühmten marmornen Säulen vom Aachener Münster nach Paris zu entführen, stürzte sie schließlich um und zerbrach in viele Stücke. Einzelne davon hat man später wieder in der Vorhalle von St. Gereon eingemauert, wo sie heute noch zu sehen sind.



Der heilige Kunibert

Der heilige Kunibert war ein sehr frommer und verehrungswürdiger Mann, der mit großer Liebe an Köln und seinen Landen hing. Wie sehr er ganz besonders den Rhein liebte, sollte sich einmal erweisen, als er einen Besessenen heilte. Da verlangte der böse Geist, in den Rhein zu fahren. Bischof Kunibert aber rief: „Was, du unsauberer und schmutziger Gast, du

willst ein solch heiliges Wasser besudeln, das der Weltschöpfer gesegnet hat von seinem Urquell bis dahin, wo es der Ozean aufnimmt?! So viele Wunder durchleuchten es ja, so viele Heilige haben es verehrungswürdig gemacht, und so viele Naturkräfte adelten es eh und je! Und nun möchtest du in die reinen Wasser fahren?! — Zeug aus in den Abgrund des Meeres, unter die Ungeheuer der Nacht!”

Von solcher Art war der heilige Kunibert. Doch wird uns noch mehr von ihm berichtet. Zu seiner Zeit wußte man nicht mehr, an welcher Stelle die heilige Ursula in der ihr geweihten Kölner Kirche begraben lag. Kunibert hatte schon oft danach geforscht, ohne jedoch ihre Reliquien finden zu können. Als er nun eines Tages im Jahre 640 in der St.-Ursula-Kirche die Messe las, schwebte plötzlich eine makellos weiße Taube lautlos auf ausgebreiteten Schwingen aus der Höhe des Chores herab und setzte sich sanft auf das Haupt des Bischofs. Dann erhob sie sich wieder, umflog dreimal den Altar und wandte sich darauf in eine Seitenhalle der Kirche, wo sie auf den Boden niedersank und dort verschwand. Hernach hat Bischof Kunibert an eben jener Stelle nachgraben lassen, wo die Taube zum letztenmal gesehen wurde; und da hat man in geringer Tiefe die Reliquien der heiligen Ursula gefunden. Es soll auch eine Tafel dabei gelegen haben, auf der Ursulas Name zu lesen war. Ihr Haupt hat man seitdem in einem silbernen Schreine aufbewahrt und den Gläubigen zur dauernden Verehrung ausgestellt.

Ida, Plektrudis und Karl Martell

Als Pipin von Heristal starb, war sein Sohn Grimoald schon geraume Zeit tot; denn ihn hatten neidische Große erschlagen. Damals hielt Pipins Gemahlin Plektrudis sich zu Köln in der Königsburg auf, in deren unmittelbarer Nähe das Stift Unserer Lieben Frau lag, heute St. Maria im Kapitol genannt. Jeder glaubte, die Witwe würde sich jetzt in dieses von ihr selbst gestiftete Nonnenkloster zurückziehen und hinfort keinen Anteil mehr nehmen an den Händeln dieser Welt. Plektrudis hingegen hatte beschlossen, ehe sie allem entsagte, noch ihren Enkel Theudoald, einen Sohn des Grimoald, zum Nachfolger ihres toten Gemahls zu machen. Drum ließ sie ihren Stiefsohn Karl, dessen Mutter Pipins Nebenfrau Alfaide war, gefangennehmen und in ein unterirdisches Gewölbe der Königsburg sperren.

Nun wurde zur selben Zeit in jenem Stifte Unserer Lieben Frau eine Verwandte der Plektrudis, die junge Ida, erzogen. Die war kaum sechzehn

Jahre alt, doch stolz und entschlossen, Blut vom Blute ihrer Muhme, sonderlich wenn es galt, ihren Willen durchzusetzen. Sie haßte Plektrudis; denn ihr war Karl von frühester Jugend sehr lieb. Als dieser jetzt im Kerker lag, dachte sie unablässig an ihn und überlegte, wie sie sich heimlich mit ihm in Verbindung setzen und ihn vielleicht befreien könnte. Da half ihr ein Zufall. Der Garten des Klosters stieß an die Rückseite der Königsburg; und jenes Gewölbe, darin Karl gefangen lag, hatte ein kleines, vergittertes Fenster, das sich zum Garten hin dicht über dem Erdboden öffnete, doch von Gesträuch verdeckt war. Eines Abends, als Ida sich einsam in eben jenem Garten erging, hörte sie plötzlich den Geliebten singen. Sogleich horchte sie auf und begann dann zu suchen, woher wohl dessen gedämpft tönende Stimme erklang. Schließlich fand sie jenes kleine Fenster hinter dem Gebüsch, schlüpfte geschwind dorthin und hockte am Boden nieder, worauf sie zu ihrem höchsten Glück den Gefangenen drunten in dem düsteren Gewölbe zu sehen vermochte.

Was weiter geschah, wird jeder ahnen. Ein Strick fand sich bald, an dem Karl zum Fenster hinaufklettern konnte, um mit seiner jungen Freundin zu





daß zunächst in Köln und dann an zahllosen anderen Orten die Kinder sich erhoben und südwärts davonzogen, gleichsam als wollten sie dem allgemeinen Verderben entrinnen und, wie wir sogleich hören werden, im Lande des Herrn ihre Verheißung finden.

Der Kinder Kreuzzug

Im Jahre 1212 zog eines Morgens ein halbwüchsiger Junge, namens Niklas, in einem härenen Bußgewande und ein schweres Kreuz auf der Schulter mit sich herumschleppend, durch die Kölner Straßen, wo er immer wieder mit lauter Stimme den Ruf ausstieß: „Auf, ihr Kinder, und folgt mir; denn es ist der Wille des Herrn, daß sein Grab durch die Hände der Unschuld aus der Gewalt der Heiden befreit werde!“

Diese Worte wirkten wie ein Zauber auf die schnell zusammenströmende Jugend. Aus allen Häusern eilten Knaben und Mädchen jeglichen Standes mit hohem Jubel zu dem so beschwörend voranziehenden Kreuzträger hin. Umsonst versuchten die Erwachsenen, dem zunächst wie ein frommes Spiel anmutenden, doch alsbald die Stadt verlassenden Zuge ein Ende zu setzen. Viele der Kinder entwandten sich jedem Zugriff und waren weder durch Ermahnungen, noch durch Strafen zurückzuhalten. Knaben, die man daheim einschloß und nicht dauernd überwachte, erbrachen wie rasend die Türen oder wühlten sich gar unter Mauern durch. Tagsüber hielten sie sich dann vor ihren sehr besorgt nachforschenden Eltern an abgelegenen Orten versteckt, um erst nachts den südwärts vorausgezogenen Pilgern zu folgen.

So begann der Kinder Kreuzzug. Sich ständig vergrößernd, zog er in den nächsten Wochen langsam rheinaufwärts durch die Städte und Dörfer. Überall, wo er erschien, verbreitete er die gleiche Erregung und dasselbe Leid der Väter und Mütter. Schon war kein Denken mehr daran, den riesig angeschwollenen Zug aufzulösen und die Kinder wieder heimwärts zu senden. Auch gab es bereits religiöse Schwärmer und Eiferer genug, die jeden Versuch dazu als Gotteslästerung hinstellten; sahen sie doch in der so ungewöhnlichen Kreuzfahrt eine Fügung und den Willen des Himmels. Hierin wurden sie übrigens noch durch eine Prophezeiung bestärkt, die wohl von den jugendlichen Pilgern selbst ausging und überall verbreitet wurde. Da hieß es, im Laufe des Sommers würde eine solche Dürre eintreten, daß alle Flüsse und Meere austrockneten, und so vermöchte man trockenen Fußes durch das weite Becken des Mittelmeeres bis nach Jerusalem zu gelangen.

Die Weckschnapp

Einst lebte eine vornehme Witfrau zu Köln, die war unermesslich reich, aber auch sehr geizig, also daß sie jeden Pfennig dreimal herumdrehte, ehe sie ihn ausgab. Sie besaß einen einzigen Sohn. Doch der war gewiß nicht nach ihr geschlagen; denn er verschwendete alles, was ihm in die Hände geriet. Wenn die Mutter ihm kein Geld gab, machte er Schulden oder er verkaufte gar irgendeine Kostbarkeit, die er daheim entwandt hatte. Schließlich trieb er es soweit, als wollte er mit Willen und Vorsatz — und lachend noch dazu — den ganzen Reichtum seiner Mutter zunichte machen; und da verhärtete sie sich in ihrer Verzweiflung gegen das eigene Blut, ging zum Gericht der Heimlichen und bewirkte dort, daß ihr Sohn aufgegriffen und in die sogenannte Weckschnapp überführt wurde.

Die Weckschnapp war ein kleiner Turm, der unweit von der Sankt-Kunibert-Kirche dicht am Rheine stand. Was es aber bedeutete, darin eingeschlossen zu werden, des gedachten die Kölner nur mit Grausen. Denn wer einmal dort gefangen saß, kam lebend nicht mehr heraus. Er mußte verhungern, wenn er nicht nach einem Weck sprang und, danach schnappend, sich einem noch viel schrecklicheren Tode auslieferte. Dieser Weck hing nämlich in einiger Höhe am Gewölbe des Verließes; und wer danach sprang, fiel auf eine Falltür zurück, die ihn sogleich weiter in einen engen und allerseits mit scharfen Schwertklingen gespickten Schacht stürzen ließ. Der aber mündete dicht über dem Rhein. Und dessen Wasser schwemmten dann den zerstückelten Leichnam hinweg.

Das alles wußte der Junker, der von seiner eigenen Mutter an diesen furchtbaren Ort gebracht worden war. „Lieber verhungern als nach dem Weck springen“, so sagte er sich. Länger als 14 Tage hielt er es aus. Dann aber wurde er, sonderlich vor Durst, fast wahnsinnig. Immer wieder hefteten sich seine Augen verlangend nach dem vertrockneten Weck. Die Gier verlockte ihn stets von neuem, den furchtbaren Sprung zu wagen. Endlich hielt er es nicht mehr länger aus. Weinend kniete er da nieder, empfahl sich der lieben Gottesmutter und bat sie flehentlich, ihn vor den scharfen Schwertern im Schacht zu bewahren. Drauf schnellte er mit letzter Kraft zu dem Weck empor, erreichte ihn jedoch nicht, sondern stürzte mit einem verzweifelten Schrei auf die Falltür und — in den Schacht hinab.

Drunten spritzten die Wasser auf . . . Der Rhein umgurgelte die Weckschnapp und strömte weiter gen Norden, so an diesem Tage wie an tausend weiteren hinterher. Die Zeit floß wie der Strom, unaufhaltsam, jahraus und





Bleikugel hing. Dann ließ man sie herabfallen und fing sie mitten im Sturz wieder auf. Dabei wurden ihr durch das schwere Bleigewicht die Arme und Beine aus den Gelenken gerissen. Niemand vermag zu beschreiben, welche Schande und Greuel der Armen angetan wurden. Doch dies wird um so lieber bezeugt, daß auch die grausigsten Qualen die Kraft ihres Herzens nicht zu brechen und die Klarheit ihres Geistes nicht zu trüben vermochten. Selbst in den entsetzlichsten Schmerzen des dritten Folterganges verharrte Katharina in der Ablehnung jeglicher Schuld.

Damals war es Brauch und Gesetz, daß jeder Beschuldigte — gleichviel, welchen Verbrechens man ihn auch bezichtigt hatte — sogleich in Freiheit gesetzt werden mußte, falls bei dreimaliger Folterung nichts von ihm bekannt worden war. Doch die Postmeisterin fand dieses Recht nicht. Ein Schöffe wagte es sogar, die schrecklich mißhandelte Frau zu verhöhen, als man sie zum Feuertode verurteilte. Gelassen nahm sie den Spruch hin. Da ihre rechte Hand durch die Folter gelähmt worden war, schrieb sie mit der linken eine Verteidigung nieder, die ihr Bruder für sie benutzen sollte. Darin hieß es am Schluß: „Ich habe in allem die Wahrheit bei meiner Seele Heil bekannt, wobei ich leben und sterben will.“

Doch auch diese letztwillige Beteuerung half ihr nichts. Die Menge wollte ihren Tod; und das entschied. Man führte die Postmeisterin zur Hacht und am nächsten Tage zur Richtstätte. Auf dem Wege dorthin traf sie auf der Breiten Straße noch einmal den kaiserlichen Notar, der im Auftrage ihres Bruders ihre Verteidigung übernommen hatte. Wiewohl elend und zermartert am ganzen Leibe, hat Katharina diesem Manne und einem Zeugen, den er mitgebracht hatte, vor dem Kreuz auf der Breiten Straße nochmals mit klarer und ruhiger Stimme ihre völlige Unschuld beteuert. Dann reichte sie ihm zum Dank für seine Bemühungen wie auch zum Abschied die gelähmte Rechte und schritt unter dem Johlen und Pfeifen des umstehenden Pöbels weiter nach Melaten, wo die Richtstätte war.

Dort hat man sie erdrosselt und dann verbrannt. Dies ist geschehen am 19. Mai 1627. Hernach haben noch viele unschuldige Menschen hier zu Köln wie in ganz Europa den gleichen furchtbaren Tod gefunden, ehe es neben anderen hochgesinnten und mutigen Leuten dem Jesuiten Friedrich von Spee gelang, den Hexenwahn auszurotten. Als letzte „Zauberin“ wurde zu Köln ein armes, kaum zehnjähriges Mädchen am 18. Februar 1655 enthauptet und verbrannt.

Die Königin in der Sternengasse

Als das Rubenshaus in der Sternengasse noch seinen ursprünglichen Namen trug und der „Grünfelder Hof“ genannt wurde, wohnte darin einmal eine französische Königin, Maria von Medici, die hier übrigens auch am 3. Juli 1643 starb. Sie war die Witwe jenes guten Königs Heinrich der Vierte, der so sehr auf das Wohl seiner Landeskinder bedacht war, daß er alle Armut in seinem Reiche beseitigen wollte. Jedermann solle, so sagte er einmal, allsonntäglich sein Huhn im Topfe haben. Doch es blieb ihm nicht die Zeit dazu, um den Wohlstand seines Landes so sehr zu heben. Schon bald wurde er von einem Mörder erstochen. Hernach kam sein Sohn Ludwig der Dreizehnte auf den Thron, der von ganz anderer Art und Gesinnung als sein Vater war und schließlich sogar seine eigene Mutter aus Frankreich vertrieb. Wie er aber zu einem solch grausam harten Menschen wurde, das erzählte Maria von Medici eines Tages zu Köln einem bei ihr zu Besuch weilenden Rats Herrn der Stadt.

Da stand sie mit diesem an einem Fenster ihres Wohngemachs und schaute auf die Sternengasse hinab. Und indem sie noch dort verweilte, hörte sie

plötzlich drunten einen Hund jämmerlich aufheulen und sah im nächsten Augenblick einen halbwüchsigen Jungen — solch einen rothaarigen und reichlich böseartig ausschauenden Rüpel in sehr verschlissenen Kleidern —, der wüst schimpfend mit einem derben Prügel auf das wehrlose Tier einschlug und ihm sogar noch hastig aufgeraffte Steine nachwarf, als es sich endlich losgerissen hatte und mit dem Schwanz zwischen den Beinen kläglich bellend davonjagte. Als die Königin das sah, erblaßte ihr Gesicht vor zorniger Erregung. Dann sagte sie mehr zu sich als zu dem Ratsherrn: „Dieser infame Bengel! So beginnt es doch immer: Wenn sie noch jung sind, quälen sie die armen Tiere, die sich nicht wehren können; und wenn sie älter sind und die Macht dazu haben, peinigen sie genauso ihre Mitmenschen. Jetzt sollte man den ekelhaften Burschen dort unten sofort packen und ihn mit demselben Stock dreimal so lange und so hart verprügeln, wie er den armen Hund geschlagen hat. Das wäre recht; und nur dann könnte man hoffen, den schändlichen Sinn aus dem Jungen herauszutreiben.“ Worauf sie seufzte: „Wie wenige aber denken daran, ihren Kindern beizeiten alle Grausamkeit abzugewöhnen!“

Drauf sprach die Königin eine Weile nichts mehr. Unruhig ging sie im Zimmer auf und ab, setzte sich endlich hin und — brach in Tränen aus. Dann schluchzte sie: „Habe ich es denn nicht am eigenen Leibe erfahren, was daraus entstehen kann, wenn man nicht früh genug den bösen Sinn seiner Kinder bezwingt?!“ Und als jetzt der immer noch am Fenster stehende Ratsherr, sichtlich bestürzt, sie fragend anschaute, erzählte sie: „Es war damals, als mein Sohn Ludwig, der nunmehr König ist, noch ein Kind war, da sah sein Vater eines Tages zufällig, wie der Kleine, bedachtsam und mit einer bösen Gier in den Augen, einer Fliege zunächst die Flügel und dann die Beine ausriß, worauf er das Tier fallen ließ und es am Boden zertrat. Kaum aber hatte der König das gesehen, da packte er den Sohn und rief entsetzt: ‚Welch eine teuflische Freude hattest du soeben in den Augen, als du die arme Fliege zu Tode quältest! Weißt du denn nicht, was du da getan hast?!‘ Und nun schlug er den Jungen so hart, wie ich es bei ihm, dem sonst so herzenguten Manne, noch nie erlebt hatte; und hierbei schrie er: ‚So weh tut das! Nein, ich kann dir gar nicht so weh tun, wie du der armen Fliege. Ich müßte dir schon die Arme und Beine ausreißen. Du Schandjunge! Hast du denn den Sinn eines Mörders in dir, daß du so etwas tun konntest?!‘ Und da schlug er den Jungen neuerdings so erbittert, daß ich ihm voller Angst um das Kind in den Arm fiel und rief: ‚Wie könnt Ihr Euren Sohn wegen einer Fliege so entsetzlich strafen?!‘ Er aber, indes er Ludwig fahren ließ und mir sein verstörtes Ge-

sicht zuwandte, sagte: ‚Gebe Gott, daß ich lange genug lebe, um auf den Jungen zu achten und ihn recht zu erziehen! Der hat jetzt schon den Quältrieb im Leibe; und das muß früh genug heraus, sonst quält er nach meinem Tode, wenn er selbst einmal König ist, genauso die Menschen.‘“

So erzählte die Königin. „Und es ist nicht anders gekommen“, schloß sie dann. „Der Vater starb zu früh; und der Sohn konnte bald handeln, wie es ihm gefiel. Da ward er seinem Volke zur Geißel; und weil ich ihm das immer wieder zu wehren versuchte, hat er mich, seine eigene Mutter, schließlich aus dem Lande gejagt und ins Elend gebracht.“



Abenteuer eines jungen Malers

Ein Junge, der in einem Dorfe nahe bei Köln geboren und aufgewachsen war, kam kurz nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges in die Stadt und zu Verwandten ins Haus. Hier stellte man binnen kurzer Zeit fest, daß der junge Bursch, der übrigens Goswin hieß, ein guter Zeichner war, und gab ihn

sehr, wenn sie hörten, daß der geheimnisvolle Kinderengel wieder einmal erschienen war. Sie wußten ja wohl, was hernach meist geschah. War nämlich in irgendeinem Hause das fremde Kind erschienen, so konnte man fest damit rechnen, daß eben dort bald eins der Kinder starb. Hierbei handelte es sich gewöhnlich um die Kleinsten, die noch in der Wiege lagen. Plötzlich fand man sie tot, doch mit einem lieblichen Lächeln um das Mündchen, als ob sie nur in einen sanften Schummer oder in einen schönen Traum versunken wären. Und noch jedesmal, wenn auf solche Art ein Kind gestorben war, hörte man die anderen erzählen, es habe noch wenige Stunden zuvor sehr geweint, und da sei das fremde Kind erschienen, um das Brüderchen oder Schwesterchen recht lieb zu trösten und in den Schlaf zu singen. Hernach soll der kleine Engel das schlummernde Kind auch noch zärtlich geküßt haben, ehe er, still lächelnd und mit dem Zeigefinger vor dem Munde Schweigen gebietend, aus der Stube verschwand.



INHALT

| | |
|---|-----|
| Ubir und Römer | |
| Vom Anfang | 5 |
| Kölns Gründung | 6 |
| Die Holzfahrt des Marsilius | 7 |
| Glaubensboten und Blutzeugen | |
| Vom heiligen Maternus | 11 |
| Vom heiligen Gereon und seinen Gefährten | 15 |
| Von der heiligen Ursula und den elftausend Jungfrauen | 19 |
| Vom heiligen Severinus | 29 |
| Merowinger und Karolinger | |
| Vom Aufstieg der merowingischen Macht | 31 |
| Chlodwig und Sigberts Sohn | 31 |
| Die Säule von St. Gereon | 33 |
| Der heilige Kunibert | 37 |
| Ida, Plektrudis und Karl Martell | 38 |
| Karl der Große und Hildebold | 41 |
| Die Gründung des alten Domes | 44 |
| Der fromme Petersmann | 46 |
| Der Drache im Blitz | 50 |
| Unter sächsischen und salischen Kaisern | |
| Der gute Gerhard von Köln | 51 |
| Brunos Fahrt nach Paris | 58 |
| Heribert und Otto III. | 60 |
| Die Gründung der Deutzer Abtei | 61 |
| Der häßliche Pilgrim | 63 |
| Vom heiligen Anno | 63 |
| Die Entführung des jungen Königs oder wie Anno zum Reichsregenten wurde | 64 |
| Die Grinköpfe oder wie Anno mit ungerechten Schöffen verfuhr | 67 |
| Annos Vertreibung und Rückkehr | 68 |
| Geschichten aus dem 12. Jahrhundert | |
| Die Heiligen Drei Könige . | 76 |
| Das Haus der armen Witwe | 78 |
| Hermann Josephs Apfel | 81 |
| Das Gastmahl des Pfarrers | 85 |
| Das Bild in der Maria-Ablaß-Kapelle | 90 |
| Der Christkindtänzer von Köln . . | 93 |
| Erzbischof und Bürger im 13. Jahrhundert | |
| Einleitung oder vom Anfang des 13. Jahrhunderts | 99 |
| Der Kinder Kreuzzug | 101 |
| Engelbert von Berg | 103 |
| Das Ende Friedrichs von Isenburg | 106 |
| Konrad von Hochstaden | 109 |
| Die Gefangenen von Are | 111 |
| Hermann Gryns Kampf mit dem Löwen | 116 |

| | |
|--|-----|
| Der Überfall an der Ulrepforte | 118 |
| Die Schlacht von Worringen | 121 |
| Dombaumeister-Sagen | 122 |
| Die Feuerglocke | 127 |
| Albertus Magnus Coloniensis | |
| Wie Albertus all sein Wissen gewann und am Ende seines Lebens wieder verlor | 129 |
| Wie Albertus nicht nur ein berühmter Gelehrter, sondern auch ein großer Baumeister gewesen ist und den Kölner Dom entworfen hat | 136 |
| Wie Albertus ein sprechendes Bild verfertigte, und wie Thomas von Aquin es zerstörte | 138 |
| Wie Albertus einem jungen Kaiser seine zauberischen Künste wies . . | 141 |
| Geschichten aus dem 14. und 15. Jahrhundert | |
| Petrarca in Köln | 146 |
| Das strenge Gericht | 147 |
| Der Finger des heiligen Nikolaus | 151 |
| Frau Richmodis von der Aducht | 153 |
| Das verlockende Vogelnest | 156 |
| Die Weckschnapp | 160 |
| Bürgermeister Evert vom Pfau | 164 |
| Das heimliche Gericht | 165 |
| Der gespenstige Bürgermeister | 166 |
| Von der Reformation bis zum Ende der reichsstädtischen Zeit | |
| Adolf Klarenbach im Hahnentor | 168 |
| Flammen schlagen aus Deutz | 169 |
| Gebhard Truchseß von Waldburg | 171 |
| Jan un Griet | 173 |
| Das Ende der Postmeisterin Katharina Henot | 174 |
| Die Königin in der Sternengasse | 177 |
| Abenteuer eines jungen Malers | 179 |
| Das Fastnachtsgespenst | 183 |
| Kleine Nachlese mythischer Sagen | |
| Das Riesenfräulein | 187 |
| Die weiße Frau | 187 |
| Der feurige Wagen | 188 |
| Meister Huppert-Huhhot | 189 |
| Die Heinzelmännchen | 194 |
| Der Geisterhund | 197 |
| Der Werwolf | 197 |
| Die gespenstige Milchfrau | 199 |
| Der Grenzsteinträger | 199 |
| Der spukende Wucherer | 200 |
| Die Geistermesse in Sankt Maria im Kapitol | 201 |
| Die Geistermesse in Sankt Gereon | 202 |
| Die Sauglocke | 204 |
| Der Kunibertsputz | 205 |
| Der Kinderengel | 205 |